

ALAN COHEN

DIE FEIER DER EIDECHSE



ROMAN
PRONG PRESS

**ALON COHEN:
DIE FEIER DER EIDECHSE**

ROMAN

PRONG PRESS

Kurzbiografie des Autors: Seite 144

Impressum

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 2023: PRONG PRESS, 8424 Embrach ZH

Text: Alan Cohen

Lektorat: Rolf Bächli

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-49-7

1. Auflage 2023

KAPITEL 1

Lions in the street and roaming
Dogs in heat, rabid, foaming
A beast caged in the heart of a city
The body of his mother
Rotting in the summer ground
He fled the town
He went down South and crossed the border
Left chaos and disorder
Back there over his shoulder

Wer in der Wüste überleben wollte, brauchte zwei Dinge: Wasser und Freunde. Townes hatte keines von beiden. Er schlich durch den Sand, mit einem Sack der seine paar Habseligkeiten beinhaltete über der einen und einer Gitarre ohne Saiten über der anderen Schulter. Vor zwei Tagen hatten sie ihn aus Willborow Creek verjagt und er wusste nicht wie weit es zur nächsten Stadt war, er hatte den Weg kürzer eingeschätzt, doch er hatte auch keine Zeit gehabt, eine Route zu planen. Er hatte einen Mann angeschossen, vielleicht sogar erschossen, auch das wusste er nicht, einer, der mit einer Flinte auf ihn gezielt hatte. Townes hatte

keine Ahnung wer der Kerl war, aber die guten Leute von Willborow Creek wollten ihn deswegen am Galgen sehen. Also hatte Townes, nach dem der Mann mit einer Bauchwunde blutend vor der Theke des Gasthauses zusammengesunken war, seinen Revolver wieder eingesteckt, war in sein Zimmer gehastet, hatte seinen Sack geholt und war wieder aus dem Haus gestürmt. Vor dem Haus wartete bereits die Frau des Wirtes auf ihn und schoss, verfehlte ihn jedoch. Daraufhin zog Townes erneut seinen Revolver und erwiderte das Feuer, schoss jedoch zwei Mal daneben und machte sich dann aus dem Staub. Eine Weile hatte er noch die Rufe und Huftritte seiner berittenen Verfolger hinter sich vernommen, doch sie mussten ihn in Flussnähe gesucht haben, denn nach etwa einer Stunde hatte er nichts mehr vernommen. Die Nacht war hereingebrochen und er war seinen Verfolgern entkommen.

Nun befand er sich im Staub der Wüste und die Leute von Willborow Creek mussten zu der Einsicht gekommen sein, dass er entweder beim Versuch den Fluss zu überqueren ertrunken oder in der Wüste verdurstet war. Ihnen war es einerlei, der Wassertod würde Townes holen, auf einem Weg oder dem anderen, so waren sie sich sicher und Tow-

nes musste sich langsam ihrer Sicht der Dinge anschließen. Sein einziger Wasserschlauch war etwa zu zwei Dritteln voll gewesen als er aufgebrochen war, eine geradezu lächerlich kleine Menge, um auch nur ein paar Stunden unter freiem Himmel zu verbringen. Mittlerweile war der Schlauch fast leer, Hals und Rachen fühlte sich so an als seien sie mit Sand und Glasscherben überzogen, doch er konnte sich den letzten Schluck noch nicht erlauben. Tagsüber brannte die Sonne so stark, dass sich seine Haut am Gesicht und Nacken abschälte und verkrustete, seinen Hut hatte er auf der Flucht verloren. Der nahezu weiße Untergrund reflektierte die Sonnenstrahlen so hell, dass er seine Augen fast ständig geschlossen hielt. Er musste höllisch aufpassen, in der eintönigen, immer gleichen Umgebung nicht die Orientierung zu verlieren, weswegen er sich alle paar Minuten umdrehte und sich anhand seiner Spuren im Sand vergewisserte, nicht im Kreis gelaufen zu sein. Nachts lief er ebenfalls, für Rast war keine Zeit, würde er schlafen, würde er am nächsten Tag verdurstet sein. Der eisige Wind schnitt ihm dann um die Ohren während er in der Ferne das Heulen der Kojoten hörte und sich darüber wunderte, was sie hier in diesem gottverlassenen Flecken Erde zu fressen fanden. Zweimal hatte er Kakteen gefun-

den, sie mit einem Messer aufgebrochen und das Wasser daraus getrunken. Es bekam ihm jedoch nicht gut und hatte ihm seltsame Träume beschert. In diesen Träumen hatte er das Monster gesehen und es hatte ihn getötet. Er hatte auf das Monster geschossen, aber die Kugeln gingen durch es hindurch wie durch einen Schatten. Nachdem er tot war, war er wieder lebendig und er war wieder in der Wüste und nach dem er in einem schwankenden, aber wie durch Geisterhand ununterbrochenen Gang aufwachte, stellte er ernüchtert fest, dass er sich immer noch in der Wüste befand und eine Hoffnungslosigkeit machte sich in ihm breit, die ihn dazu veranlassen wollte, den Revolver aus dem Holster zu ziehen und so dem Wassertod zu entkommen.

Doch nicht auf diese Weise. Die Kakteen machten ihn trauriger und verzweifelter als alles in seinem Leben zuvor, vielleicht bis auf die eine andere Sache, und dennoch waren sie der einzige Grund, wieso er noch am Leben war.

Obwohl sein Körper erschöpft und ausgelaugt war, blieb sein Geist wie immer wach und aufmerksam, während er die Luft um seinen Kopf herum mit jenen besorgten Gedanken und morbiden Scherzen verpestete, die, wo immer

er hingung, die Leute überall von ihm fernhielten, wie Tiere die instinktiv einen kranken Artgenossen mieden. Der Gestank des Wahnsinns klebte an ihm – seit jenem verhängnisvollen Tag, als das Unheil über sein Leben hereingebrochen war und er einem Fatalismus anheimgefallen war, den er einfach nicht mehr loswurde. Er schlief nicht mehr richtig, sondern dachte nur noch nach, immerzu nach und es hörte nicht auf. Er war besessen und er wusste nicht wovon. Es trieb ihn zu einer Jagd auf ein etwas, das er noch nie in seinem Leben gesehen hatte und von dem er auch keine konkrete Vorstellung hatte, was es eigentlich war oder wie es aussah, sofern es überhaupt ein Aussehen hatte. Es war das Monster, es war schwarz wie ein Schatten, es reflektierte kein Licht, denn es war keine Farbe, es war nicht von dieser Welt, aber es war schon lange hier, viel länger als der Boden unter seinen Stiefeln und die Sterne über seinem Kopf. Man hatte ihm Verbrechen angelastet, die das Monster begangen hatte, und wenn er es finden würde, würde er es töten. Er musste einfach, denn wenn er es nicht tat, würde er keinen Frieden finden. Er hatte dermassen Angst vor seinem Schicksal, dass der Gedanke, ihm durch Selbstmord zu entrinnen, ein alter Bekannter war, der ihm an dunklen Tagen ein guter Freund war und stets einen Be-

such abstattete und sich nach seinem Befinden erkundigte. Und doch hatte ihn etwas bisher immer davon abgehalten es zu tun, ob es die Angst war, der Schrecken könnte nach dem Tod weitergehen oder ob es bloss sein menschlicher Überlebenstrieb war, war ihm schleierhaft. Er dachte immer nur nach, aber doch war ihm die Welt in seinem Inneren seit Jahren zunehmend verborgen, verworrener und undurchdringlicher geworden, so dass er nicht mehr wusste, wer er zurzeit war, wer er früher einmal gewesen war, manchmal sogar, wie er hiess und was genau wie und in welcher Reihenfolge sich in seinem Leben ereignet hatte. Über seine Jahre vor jenem verhängnisvollen Tag hatte er an klaren Tagen allenfalls schemenhafte Erinnerungen, an den dunklen Tagen konnte er sich an gar nichts mehr erinnern. Das Einzige, worüber er sich im Klaren war, war, dass er sich seit etwa sieben Jahren auf der Jagd befand und dabei das halbe Land durchquert hatte, denn er wusste noch ganz genau, dass seine Jagd am Meer begonnen hatte und jetzt befand er sich weitab von jedem grösseren Wasserkörper irgendwo in der Wüste, und dass er dem Monster langsam aber beständig näherkam. Irgendwann würde er es finden. Das war Townes' fatalistische Einsicht. Und davor fürchtete er sich.

Die Gitarre hatte er im verlassenen Nachtlager von ein paar Wanderern oder Banditen gefunden, an dem er heute Morgen vorbeigekommen war. Sie war leicht und er konnte sie in der nächsten Stadt vielleicht zu etwas Geld machen, auch ohne Saiten. Er wusste nicht, wieso sie die Gitarre zurückgelassen hatten. Vielleicht hatten sie bessere Beute im Gepäck. Andererseits war es auch egal. Wenn er nicht bald Wasser fand, würde er ohnehin draufgehen.

Und doch kam es weder zum einem noch zum anderen. Er war gerade drauf und dran die Gitarre in den Staub zu werfen, um Gewicht zu sparen, da erspähte er endlich die Silhouetten der nächsten Stadt am sich verdunkelnden Horizont. Es waren nicht viele Gebäude, aber doch zeichneten sie sich so klar von der apathischen Umwelt ab, dass sie ihm wie Gipfel eines mächtigen Gebirges vorkamen. Es sah so aus als könnte er es noch vor Einbruch der Dunkelheit dorthin schaffen. Er trank den letzten Schluck aus dem Schlauch, der wie das Leben selbst schmeckte und beschleunigte seinen Schritt. Nach zwei Stunden hatte er sein Ziel erreicht.

Der Ort hiess Indian Wells und war von etwa hundert Men-

schen, hauptsächlich Männern bewohnt, die in einem sich in der Nähe befindlichen Krater nach Mondgestein schürften. Es waren dumpfe aber gutmütige Wesen, die dem Gift von Townes' Geist weniger empfänglich waren als die lebhafteren und ordentlicheren Einwohnern von Willborow Creek. Sofern er sich nicht zu lange unter den gleichen Personen aufhielt, konnte er sich unbehelligt in der Siedlung bewegen, seine Besorgungen machen und wieder zu Kräften kommen, während er seine nächsten Schritte plante. Man liess ihn Wasser aus dem Brunnen trinken und er bekam sogar einen Teller Maissuppe von der geselligen Runde eines Lagerfeuers geschenkt, die Mitleid mit dem erschöpften, hungrigen Fremden hatte. Er ass und bedankte sich und man fragte ihn, ob er ihnen ein Lied auf der Gitarre spielen möge. Er sagte ihnen, sie habe keine Saiten, da sagte man ihm, der Lagermeister selbst spiele ebenfalls und habe welche und er würde sie ihm geben, wenn er mit ihm spielte. Jemand rief den Lagermeister herbei und tatsächlich schenkte er ihm grosszügig sechs Saiten. Townes legte sein Messer auf die Saiten und gemeinsam spielten sie zur Freude aller bis der Mond hell am Himmel schien, zuerst gemeinsam, später nur noch Townes alleine. Man erlaubte dem neuem Freund in einer der Baracken zu über-

nachten und Townes' müde und kalte Knochen willigten erfreut ein. Diese Nacht holte er den Schlaf der vergangenen Tage nach, ruhte lange und gut.

Erst als es Mittag war, stand er wieder auf. Wie immer war sein Geist hellwach und nun war sein Körper ebenfalls wieder bei Kräften. Die Jagd konnte weitergehen. Die Minenarbeiter waren alle schon aufgestanden und er war der einzige im Raum. Eine Weile blieb er stehen, während das Licht durch die Ritze im Dach sein Gesicht zerschnitt. Und dachte nach:

Die letzte Spur des Monsters hatte er vor etwa einer Woche in Flussnähe etwa zwei Meilen vor Willborow Creek entdeckt. Eine zertretene, ungewöhnlich grosse und auf seltsame Art und Weise verdunkelte Stelle im hohen Gras der Böschung, so als ob das Licht durch irgendeinen unnatürlichen Umstand an seiner Reflexion gehindert wurde. Sein Gehirn konnte das Gras sehen, sich ein Bild durch die unmittelbare Umgebung rekonstruieren, ähnlich wie ein Fischer, der an einem zum Trocknen aufgehängten Netz vorbeiläuft und das Meer und den Himmel auch an jenen Stellen erblickt, die eigentlich hinter dem Netzwerk

verborgen waren. Doch Townes wusste, dass es sich um eine Illusion handelte, denn ebenso wenig wie der Fischer durch feste Materie blicken konnte, konnte er kein Gras sehen, das vom Äther des Monsters bedeckt und geschändet worden war. Er hatte es dem Überlebenstrieb und der Anpassungsfähigkeit seines menschlichen Verstandes zu verdanken, dass er nicht die Dunkelheit selbst erblickte, die dort vor ihm lag, sondern lediglich die abgeschwächte Spiegelung davon, wie den faden Schatten einer Silhouette hinter Milchglas.

Auf diesem zertretenem Flecken Gras hatte das Monster gerastet und es hatte sich mehr Zeit genommen als sonst, die Stelle war ungewöhnlich dunkel und ungewöhnlich verschwommen gewesen. Konnte es sein, dass das Monster müde wurde, nach all den Jahren der Verfolgung? Dass es älter wurde mit jedem Tag, den es auf der Flucht verbrachte? Der Gedanke war abwegig, so vermutete Townes doch, dass das Monster viel älter als alles Fass- und Nennbare war, also dürften ihm die sieben Jahre eines Menschenleben wie ein kosmischer Wimpernschlag vorkommen. Doch es war auch möglich, dass es sich am Ende seines Lebenszyklus' befand und die physische Form, die es an-

genommen hatte, es entweder zusätzlich entkräftete oder es diese Form eben darum angenommen hatte, um wertvolle Energie zu sparen. Townes wusste es nicht. Er wusste erstaunlich wenig über dieses Ding, dem er nun schon seit einem Jahrzehnt nachsetzte. Nur, dass dessen Existenz unbestreitbar war – das bezeugten die zahlreichen Spuren, die es hinterliess – und dass er ihm langsam, unendlich langsam aber ebenso sicher immer näherkam. Eines Tages würde er es finden.

Und wenn immer Townes an diesem Punkt seiner Überlegungen ankam, verklemmte sich sein Herz in einer solch schmerzhaften Weise und irgendwo in der Ferne seines Gehirnes hörte er die schwachen Rufe blasser Erinnerungen an sein früheres Leben, so stark und so überwältigend, dass es ihn beinahe verzagen liess und der Gedanke an Selbstmord wieder in ihm aufkeimte. Es gab stets die Möglichkeit seinem Schicksal zu entgehen und seinem abstrakten Dasein ein Ende zu bereiten, der gehetzten Jagd und der trostlosen Suche ein für alle Mal ein Ende zu bereiten. Und obwohl er es nie tat und auch nie weiterkam, als den Revolver aus seinem Holster zu ziehen, zu spüren wie das Blut in seiner Hand den abgewetzten Griff langsam er-

wärmte und ihn wieder einzustecken, dankte er Gott jeden Tag dafür, dass er den Menschen diese Möglichkeit der Erlösung geschenkt hatte. Wusste es der Himmel, eines Tages könnte er sie brauchen.

Doch noch war es nicht so weit. Das Monster war da draußen und er war ihm so nahe wie schon lange nicht mehr. Wenn gleich ihn die überhastete Flucht aus Willborow Creek und der lange Marsch durch die Wüste ihn von der Fährte abgebracht haben, so glaubte er dem Monster immer noch dicht auf den Fersen zu sein. Es gab deutliche Anzeichen dafür, dass es langsamer vorwärtskam und da es in den letzten paar hundert Meilen immer in Wassernähe geblieben war, folgte es wahrscheinlich immer noch dem Fluss. Durch die Wüste war es nicht gegangen, denn in der kargen, grellen hellen Landschaft hätte er auch nur die schwächste Fährte bereits aus vielen Meilen Entfernung wahrgenommen. Die Wüste war zwar tot, aber bis auf das Wasser der Kakteen und der unruhigen Träume völlig unauffällig gewesen. Das Ding hingegen, das Monster stach jedem Lebewesen ins Auge wie eine verirrte Wimper, die man nicht sehen konnte, aber die einen so juckte, dass man sie unmöglich ignorieren konnte. Es würde ein Leichtes

werden, die Fährte in dieser kargen Landschaft wieder aufnehmen zu können.

Er trat aus der dunklen Baracke und musste die Augen vor der gleissend hellen Sonne verschliessen. Nachdem sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, umrundete er die Baracke und war bereits an den Rand der Siedlung gelangt. Um auf Nummer sicher zu gehen, ging er etwa hundert Fuss in die Wüste hinein, blieb stehen und suchte mit zusammengekniffenen Augen den fernen Horizont ab. Er sah keinen Schatten. Er ging wieder zurück in die Baracke, packte seine Sachen und machte sich daran den Lagermeister aufzusuchen, um sich mit Vorräten für die Weiterreise einzudecken. Auf dem Weg durch die Siedlung begegnete er den Arbeitern und er erkannte einige Gesichter vom Vorabend. Manche nickten ihm verwirrt zu, erkannten sie in ihm doch den freundlichen Musikanten des Vorabends wieder, wenngleich er irgendwie verändert schien, andere sahen ihn an, verzogen aber keine Miene. Townes spürte wie ihm der Dunst aus Ohren und Poren stieg und die Luft um ihn herum und die Gedanken seiner Mitmenschen verpestete. Tagsüber ging es zwar besser als in der Nacht, sorgten doch die Sonne und das Licht für ein

natürliches Heben seiner Stimmung, doch hatte er sich fast einen gesamten Tag unter diesen Leuten aufgehalten und sie begannen offenkundig zu merken, dass mit ihm, dem Fremden, etwas nicht stimmte. Er beschleunigte seinen Schritt und legte unbewusst seine Hand auf den Holster seines Revolvers, den er wie immer versteckt unter seinem Mantel trug. Als ihm das auffiel, zog er seine Hand schnell wieder zurück, denn er wollte den Argwohn der Bewohner nicht noch zusätzlich nähren.

Er erkundigte sich bei den Waschfrauen, die ihn gestern nicht gesehen hatten, wo sich der Lagermeister aufhielt. Man sagte ihm, er hielte sich tagsüber in seinem Büro beim Lagerhaus auf, dass sich in unmittelbarer Nähe zum Krater befand. Dieser lag von der Siedlung aus in südwestlicher Richtung. Er folgte dem ausgetretenen Pfad, bis er nach etwa zwanzig Minuten den Krater erreichte. Der Krater war nicht sonderlich gross, vielleicht 200 Meter breit, aber dafür überraschend tief, wozu die Grabungsarbeiten einiges beigetragen haben mochten. Townes blieb eine Weile am Rand stehen und blickte hinab in die Tiefe. Es war kaum ein Mensch zu sehen. In der Mittagshitze war die Arbeit an der Oberfläche nahezu zum Erliegen gekommen,

unten in den Schächten mochte mehr los sein. Ein paar müde Arbeiter schoben gerade eine Lore mit Erz aus einem der Löcher, als Townes das kleine Lagerhaus erblickte, das er bisher übersehen hatte. Es befand sich auf der gegenüberliegenden Seite des Kraters, versteckt unter ein paar schattenspendenden Zypressen.

Er umrundete den Krater und war bald schon angelangt. Es war ein überraschend altes, aber nicht auffälliges Gebäude, das mitten in der Einöde ein wenig deplatziert wirkte. Er klopfte an die Tür und trat ein. Drinnen war es angenehm kühl und schummrig. Er erblickte den Lagermeister an einem Tisch in der Ecke sitzend, wo er mit einem Vergrößerungsglas gerade Mondgestein und andere Erze untersuchte. Townes nickte ihm zu und der Lagermeister blickte auf. Dann lächelte er zu Townes Überraschung.

»Ausgeruht, Freund? Was kann ich für dich tun?«

»Howdy«, erwiderte Townes. Dann sagte er: »Ich brauche einen frischen Wasserschlauch. Vorräte für eine Woche. Einen Hut. Ich möchte meine Gitarre dafür eintauschen. Ansonsten zahle ich mit Silberdollar.«

»Das geht in Ordnung. Zeig mir das gute Stück. Hatte ei-

nen schönen Klang gestern.« Townes wartete bis der Lagermeister die Steine von seinem Tisch geräumt hatte und legte dann die Gitarre darauf. Der Lagermeister begutachtete sie von allen Seiten, klopfte auf das Holz, überprüfte die Wirbel, die Saitenlage, suchte nach einer Halsschraube, fand aber keine und spielte letztlich ein paar Akkorde auf seinen eigenen Saiten.

»Kein Meisterstück aber gut in Schuss. Ich gebe dir dafür den Schlauch und Vorräte für zwei Wochen. Für den Hut musst du zehn Cent draufzahlen.«

»Nein.«

»Sechs Cent?«

»Fünf.«

»Gut.«

Die beiden Männer gaben sich die Hand und besiegelten den Deal. Der Lagermeister liess die Gitarre auf den Tisch und ging in einen Hinterraum, aus dem er mit einem grossen, ledernen Wasserschlauch und beiden Armen voller Dosen zurückkehrte. »Der Schlauch ist Indianerwerk. Der hält dicht.«

Townes nahm den Schlauch und tastete ihn sorgfältig ab.

»Hast du hier irgendwo Wasser?«

»In der Zisterne hinter dem Haus.«

Townes verliess das Haus, umrundete es und fand die Zisterne. Er pumpte ein wenig Wasser in den Schlauch und achtete darauf, ob das Wasser irgendwo auslief. Doch der Beutel leckte nicht. Er füllte den Beutel ganz und ging wieder ins Lagerhaus.

»Ist gut.«, sagte er. »Was ist in den Dosen?«

»Zwei Dosen Mais. Vier mit Bohnen. Eine mit Trockenfleisch. Und die hier ...« - er zog ein kleines Glas mit eingelegten Aprikosen aus seinem Mantel - «... lege ich obendrauf.«

Jetzt wurde Townes misstrauisch: »Wieso?« Der Lagermeister lächelte wieder.

»Wer Fremde bei sich aufnimmt, lädt auch Jesus zu sich ein.«

Townes starrte ihn eine Weile an. »Danke.«, sagte er schliesslich.

Er band den Geldbeutel von seinem Gurt und zählte fünf Cent ab: »Der Hut.«

Der Lagermeister verschwand abermals im Hinterraum und kam bald darauf mit einem breiten Hut zurück. Townes probierte ihn an. »Passt gut.«

Er packte die Dosen in den Rucksack, hängt sich den Was-

serbeutel unter den Mantel und hatte bereits fast die Tür erreicht, als ihm der Lagermeister zurief: »Warte Sohn. Wie ist dein Name?«

»Townes«, sagte Townes.

»Ich heiße Williams«, sagte der Lagermeister. »Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Was denn?«, fragte Townes mürrisch und seine Schuss- hand spannte sich an.

»Etwas in meinem Haus. Komm. Vertrau mir.«

»Bist du bewaffnet?«

»Nein.«

Der Lagermeister zeigte ihm das Innere seiner Weste und drehte sich einmal im Kreis.

»Komm«, sagte er dann noch einmal, »es könnte für dich von Interesse sein.«

Und etwas im Blick des Lagermeisters brachte Townes dazu, sich zu entspannen und seine Hand von der Türklinke zu nehmen.

»Folge mir.«

Sie gingen in den Hinterraum, wo der Lagermeister auf eine Falltür wies.

»Hier unten«, sagte Williams.

Er öffnete die Tür und zum Vorschein kam eine schmale, steile Holztreppe, die zu Townes Überraschung ausgeleuchtet war.

»Da unten befindet sich einer der alten Schächte. Wir haben das Lagerhaus damals einfach über den Eingang gebaut. Die Arbeiter haben ihn schon vor ein paar Jahren aufgegeben. Aber ich suche hier immer noch nach Steinen und manchmal finde ich welche.«

Er lächelte noch immer aber seine Augen funkelten wie Diamanten. Er begann langsam die alte Treppe hinabzusteigen, die bedrohlich unter der Last knarzte. Bald war er verschwunden. Einen Moment blieb Townes unentschlossen am Eingang stehen. Dann gab er sich einen Ruck, liess Hut, Schlauch und Rucksack auf dem Fussboden zurück und stieg die Stufen hinab. Er wollte sehen, was ihm Williams so begierig zeigen wollte.

Unten angekommen fand sich Townes in einem staubigen, schummrig ausgeleuchteten und unerwartet kühlen Gang wieder, der, wie Williams gesagt hatte, seit vielen Jahren zu verlassen sein schien. Er war hie und da von ein paar Öllampen ausgeleuchtet, deren Flammen durch die ver-

schmutzten Gläser lebhaft, unregelmässige Schatten in die Spalten und Nebengänge warf.

»Momentan arbeite ich im Nordschacht. Ich war heute Morgen bereits hier und habe gesucht. Bin auch fündig geworden.«

Williams trat in einen Gang, in dem Townes sich leicht bücken musste, um ihm folgen zu können, bald jedoch den Kopf wieder heben konnte. Ein paar stille Minuten lang schritten sie schweigsam durch den sich erst langsam, dann immer schneller abfallenden Gang, als Townes stehen blieb.

»Wie weit noch?«, fragte er.

Williams blickte über die Schulter zurück. Sein Blick war jetzt wild.

»Wir sind fast da.«

Townes folgte ihm mit zunehmendem Argwohn, aber unverminderter Neugier, die für ihn ganz und gar untypisch war. Dennoch hatten ihn Williams sanfte Stimme, seine lebendigen Augen und die offenkundige Tatsache, dass er dem Pesthauch von Townes' Gedanken gegenüber vollkommen immun war, ja, sich ihm gegenüber sogar freundlich verhielt, in ihren Bann gezogen. Nach ein paar

weiteren Minuten stillen Marsches schienen sie ihr Ziel erreicht zu haben, den Williams blieb stehen und drehte sich zu ihm um. Sie befanden sich in einer nahezu kreisrunden Ausbuchtung des Ganges, der an dieser Stelle so geräumig war, dass ein Pferd mühelos darin Platz gefunden hätte. Es gab nirgends Anzeichen, dass hier nach Erzen gesucht wurde oder jemals gesucht worden war.

»Hier unten«, sagte Williams und wies auf die Stelle in der Mitte des Raumes, »liegt mein kleines Geheimnis.«

Jetzt bemerkte Townes, dass der Raum nicht völlig leer war. An der Stelle, auf die Williams gezeigt hatte, befand sich eine Steintafel, die sich in Farbe und Beschaffenheit kaum vom Untergrund abhob. Townes blickte verwirrt zu Williams. Dessen Blick war voller Fieber.

Townes ging in die Knie um die Inschrift lesen zu können. Diese lautete:

An dieser Stelle liegt, zu unser aller Trauer, der Leichnam unserer geliebten Mutter und Freundin, die am Morgen des zwanzigsten

...

Doch noch ehe er die Inschrift zu Ende gelesen hatte, begriff Townes, was sich hier gerade im Begriff war abzuspielen und er reagierte mit der Geschwindigkeit eines Mannes, dessen Geist nie schlief und dessen Sinne allzeit auf der Hut waren. Er sprang auf und noch im Drehen zog und entsicherte er seinen Revolver. Er erschoss das Wesen hinter sich und raste aus dem Gang zurück zur Oberfläche, während ihm das ohrenbetäubende Echo des Schusses durch die uralten, viel zu alten, Kilometer langen Schächte in den Ohren hallte. Irgendwie hatte das Wesen die Öllampen ausgemacht, ohne dass Townes es gemerkt hatte, oder sie waren gar nie da gewesen, sondern bloss eine geschickte Illusion. Blind und taub schlug er sich den Kopf an der Decke und prallte gegen die Wände, deren natürlichen Ursprung er nun in der Dunkelheit ohne jeden Zweifel ertasten konnte, was seine Panik nur noch vergrösserte. Doch er hatte keine Zeit zu verlieren, er versuchte sich daran zu erinnern, in welcher Reihenfolge sie welche Abzweigungen genommen hatten und er hatte Glück, denn nach einer schier endlosen Hast durch die Finsternis der unbekanntenen Gänge stiess er mit dem Gesicht direkt in die Holztreppe, die zum Lagerhaus führte. Eilig erklimm er sie und stellte zu seiner Erleichterung fest, dass die Falltür über ihm zwar

zugefallen, aber nicht abgeschlossen war. Er stiess sie auf, dass sie krachend gegen den Fussboden schepperte, und zog sich mit einem letzten Ruck zurück an die unglaublich helle Oberfläche, warf die Tür wieder hinter sich zu und rollte eines der schweren Fässer über sie. Erschöpft lehnte er sich auf dem Fussboden an eine der Holzwände des Hauses und atmete für einen Augenblick durch, bevor er seine Sachen zusammenpackte und das Lagerhaus endgültig verliess. Draussen in der Mittagsglut schien keine Minute vergangen zu sein und er warf einen vorsichtigen Blick in den Krater hinab, um sich zu vergewissern, dass niemand den Schuss gehört hatte. Dort unten sassen die Arbeiter immer noch im Schatten der Mineneingänge und assen gerade oder spielten Karten. Er drehte sich um und blickte in südliche Richtung, wo er den Flusslauf wieder kreuzen wollte. Dann ging er los und liess Indian Wells und seine Schrecken hinter sich.

